

Übung und Ernstfall in den ignatianischen Exerzitien.

Von Franz Joseph Schierse, S. J., München

Die Spannung von Übung und Ernstfall durchzieht alle Lebensbereiche. Sie wird meist erst dann als Problem empfunden, wenn eine Übung nicht zum gewünschten Erfolg im Ernstfall führt. Nicht immer liegen die Gründe des Versagens auf seiten der Übung — sei es, daß diese in sich selbst unzweckmäßig war, sei es, daß der Übende die nötige Sorgfalt vermissen ließ — oft kann auch der Ernstfall eine so veränderte Situation mit sich bringen, daß der Übende sich vor völlig neue, unerwartete Aufgaben gestellt sieht, denen er nicht gewachsen ist. Auch unsere Frage nach dem Verhalten von Übung und Ernstfall in den ignatianischen Exerzitien ist weitgehend von dem Anliegen der Exerzitienpraxis um den Erfolg der geistlichen Übungen angeregt. Während jedoch Überlegungen dieser Art vielfach in rein Technischen und Handwerklichen stecken bleiben — Austausch von Erfahrungen, Winke für angehende Exerzitienmeister u. a. —, soll hier versucht werden, zu grundsätzlicheren Klärungen vorzudringen. Es leitet uns dabei die noch zu rechtfertigende Überzeugung, daß wir es im Kern mit einer jederzeit aktuellen *theologischen Frage* zu tun haben, und daß demzufolge die heute diskutierten Bemühungen um Zeitgemäßheit und Anpassung der Exerzitien in diesen größeren und allgemeineren Rahmen einzuordnen sind.

I.

Zur Einführung in die Frage soll zunächst an Beispielen aus dem profanen Bereich das Verhältnis von Übung und Ernstfall beleuchtet werden. Wir wählen dazu vier typische Fälle aus, die zu den Exerzitien ohnedies in einer sachlichen Beziehung stehen: Sport, Theater, Militär, Erziehung.

1. Es gibt eine Reihe von Sportarten, die

sinnvoll auch um ihrer selbst willen betrieben werden: aus reiner Freude an der körperlichen Bewegung, aus Rücksicht auf die Gesundheit, aus Geselligkeitstrieb und ähnlichen Gründen. Was uns aber im Hinblick auf die Exerzitien besonders interessiert, ist der *Kampfsport*, der seine Erprobung im Wettbewerb um Meisterschaft und Sieg findet. Ihm ist das *Training* wesentlich zugeordnet. Es enthält eine Fülle von Übungen, die scheinbar nur wenig mit der vollendeten Leistung zu tun haben. Im fortgeschrittenen Stadium des Trainings aber ist es möglich, die im Wettkampf geforderte Leistung schon vorwegzunehmen. Seinsmäßig betrachtet unterscheiden sich dann Übung und Ernstfall nur durch die äußeren Umstände, wie Zeit, Ort, Witterung, Zuschauer. Und doch hat das gleiche Tun jedesmal eine andere Bedeutung. Was dem Training fehlt, ist die Realität des Gegners und die offizielle, entscheidende Wertung. So kann es beliebig unterbrochen, wiederholt, verbessert werden. Man kann sich die günstigsten Umstände wählen und braucht sich nicht ganz zu verausgaben. Der Wettkampf dagegen ist *einmaliger, unwiederholbarer Vorgang*. Er entzieht sich der willkürlichen Gestaltung des einzelnen. Nur einem schwachen Gegner gegenüber ist es möglich, das Gesetz des Handelns in der Hand zu behalten, sonst gilt Anpassen und sich Umstellen. Mag auch der Übende schon vorher den Kampfstil und die Eigenart seines zukünftigen Gegners studiert haben, um das gefährliche Überraschungsmoment auszuschalten, die wirkliche Begegnung mit ihren unberechenbaren Zufälligkeiten schafft häufig genug Situationen, die nur durch einen spontanen Wechsel der Methoden gemeistert werden können. Für das vorbereitende Training ergibt sich daraus die Forderung

nach einer möglichst umfassenden Einübung aller in Betracht kommenden Möglichkeiten. Der Idealfall wäre wohl gegeben, wenn der Übende sich subjektiv und objektiv in die Situation des Ernstfalles versetzen könnte. Allerdings steht gerade der Sportler in der Gefahr, sich im Training vorzeitig zu verausgaben. Es ist nicht immer leicht, das *optimale Verhältnis* zwischen *Übungs-Aufwand* und der nötigen *Kraftreserve* für den Endkampf zu finden. Wie in der Volkswirtschaft macht sich hier das sogenannte Gesetz vom „sinkenden Ertragszuwachs“ bemerkbar, d. h. ein Übermaß in den Anstrengungen führt von einer bestimmten Grenze an zu vermindertem Erfolg.

Das Exerzitienbüchlein (EB) hat in der Annot. I den Begriff der „exercitia spiritualia“ durch einen kurzen Hinweis auf körperliche Übungen wie „umherwandeln, gehen und laufen“ erläutert. Der Vergleich wird aber nicht weiter ausgeführt, und es ist sehr zweifelhaft, ob Ignatius dabei an sportliches Training gedacht hat oder — wahrscheinlicher — an die gewöhnlichen Bewegungen der Gliedmaßen zum Zwecke der Gesunderhaltung und Erholung. Freilich will die Annot. I auch nur einen ersten, sehr allgemeinen Begriff (*quilibet modus*) von geistlichen Übungen geben, der von dem streng systematischen Aufbau der Exerzitien noch wenig verrät. Trotzdem findet sich schon eine Andeutung der Ernstfälle, auf welche die geistlichen Übungen ausgerichtet sind: Beseitigung der ungeordneten Neigungen, Finden des göttlichen Willens in der Wahl des Lebensstandes zum Heile der Seele. So scheint es gerechtfertigt, auch die genannten körperlichen Übungen auf einen Ernstfall zu beziehen, der darüber entscheidet, ob das „Umherwandeln, Gehen und Laufen“ zu einem Erfolg geführt hat. Wenn die Terminologie und Vorstellungswelt des Sportes im EB sonst nicht begegnet, liegt dies wohl daran, daß der Sport zur Zeit des hl. Ignatius nicht die große Bedeutung hatte wie im Altertum oder wie in der heutigen Welt. Außerdem ist die sportliche Leistung zu sehr Beweis der eigenen Kraft und Anstrengung, als daß sie geeignet wäre,

das gnadenhafte Tun des Christen allseitig zu verdeutlichen¹.

2. Noch mehr als beim Sport ist der Ernstfall des *Theaters*, die Aufführung, eine bloße Wiederholung des Geübten. Was neu hinzukommt: öffentliche Anerkennung oder Ablehnung, Zahl und Rang der Zuschauer — braucht den einstudierten Ablauf des Spiels kaum zu ändern, es sei denn in Ausnahmefällen. Die psychologischen Einflüsse, das „Lampenfieber“ oder die „Aufführungsekstase“ sind naturgemäß je nach Alter, Temperament und Erfahrung der einzelnen Spieler sehr verschieden. In der Filmkunst ist es sogar gelungen, alle Zufälligkeiten, die den Erfolg einer Aufführung beeinträchtigen könnten, auszuschalten, und der Ernstfall ist rein mechanische Reproduktion des Geprobten. Aber auch bei völliger Identität von Probe und Aufführung kommt doch ein Spiel erst in der öffentlichen Schaustellung zu seinem ganzen Sein. Es will gesehen, gehört, bewundert werden. Die Reaktion des Publikums geht in die künstlerische Leistung ein und verschmilzt mit ihr zu *einem* Vorgang.

Es ist durchaus nicht so abwegig, wie man zunächst meinen möchte, die Exerzitien von den Formgesetzen des Dramatischen her zu interpretieren. Gleichet doch das EB in seiner knappen Art ganz einem Textbuch, das nicht so sehr gelesen und studiert, als eingeübt und „gespielt“ werden will. Viele Bemerkungen sind nichts anderes als Regieanweisungen für den Übungsleiter oder den Exerzitanden. Die Präambeln zumal entwerfen in der „*compositio loci*“ das jewe-

¹ Der Vergleich zwischen körperlicher und geistiger Übung ist schon dem griechischen Altertum geläufig (vgl. z. B. Xenophon, *Memorabilia Socratis* I 2, 19: „Wie die, welche sich körperlich nicht üben, keine körperlichen Leistungen vollbringen können, so die, welche die Seele nicht üben, nicht Werke der Seele“). In der hellenistischen Zeit wird der Hinweis auf den „Athleten“ und den „Wettkampf“ zum Gemeinplatz der Tugendlehre. Das NT ist in der Verwendung dieses *Topos* einigermaßen zurückhaltend (vgl. 1 Kor 9, 24—27; 1 Tim 4, 7f; Hebr 12, 1f). Der eschatologische Gesichtspunkt des Zieles und des von Gott verliehenen Siegespreises steht im Vordergrund.

lige Bühnenbild, in dem sich die Handlung bewegt. Der Übende muß sich auf die verschiedenen „Mitspieler“ einstellen: Engel und Teufel, Christus und Luzifer, die Personen der heiligen Geschichte, und über allen die Majestät Gottes. Zu achten ist schließlich auf die innere Dramatik der Exerzitien, die von Anfang an dem Höhepunkt der Wahlhandlung zustreben. Das übliche nivellierende Schema von „Betrachtung“ oder gar „Vortrag“ läßt oft wenig davon ahnen. Was nun aber das Verhältnis von Übung und Ernstfall betrifft, so liegt das Problem bei den Exerzitien in einer tieferen Dimension als der zwischen Probe und Aufführung. Man müßte hier auf die Spannung zurückgehen, die zwischen Bühne und Leben besteht. Ohne bestimmte Theorien aufstellen zu wollen, wird man doch ganz allgemein sagen dürfen, daß jedes Schauspiel irgendwie von der Wirklichkeit lebt, mag auch der dargestellte Vorgang nur in Symbol und Geste erreichbar sein. Um etwas Ähnliches handelt es sich in den Exerzitien: Wären sie schlechthin schon Ernstfall und offenbare Wirklichkeit, dann bräuchten sie nicht mehr geübt und wiederholt zu werden. Gerade als Übungen bekennen sie aber den vorläufigen, in Bildern und Zeichen verborgenen Charakter des christlichen Lebens. Wieweit jedoch der Ernstfall, das christliche Eschaton, in ihnen gegenwärtig und übungsmäßig verfügbar ist, das wird im einzelnen noch zu besprechen sein.

3. Vorerst beschäftigen wir uns weiter mit den Analoga auf natürlicher Ebene. Das klassische Beispiel, das auch der Exerzitien-Terminologie am nächsten kommt, ist ohne Zweifel das *militärische*. Während der sportliche und künstlerische Ernstfall trotz allem „Spiel“ bleibt, bekommt hier das Wort „Ernst“ seinen letztmöglichen Sinn. Die Frage ist, wie die Situation des Krieges überhaupt geübt werden kann. Wo es nicht gerade um die rein technische Beherrschung von Waffen und Gerät geht, haftet der militärischen Übung, dem Manöver, etwas un-leugbar Konstruiertes und Gekünsteltes an. Aus einer zu realistischen Imitation des Ernstfalles ergeben sich oft die bekannten

lächerlich-komischen Wirkungen (Angriff auf Feindtrappen, Abtransport von „Toten“ und „Verwundeten“). Der kämpferische Einsatz mag noch so oft vorschriftsmäßig einexerziert werden, die Wirklichkeit der Schlacht mit ihren vielen unberechenbaren Faktoren kann alles illusorisch machen. Besonders die letzten Kriege haben gezeigt, wie an sich gut ausgebildete Truppen vernichtend geschlagen wurden, weil die Kampfbedingungen das Maß menschlicher Leistungsfähigkeit einfachhin überstiegen. Da zwischen Übung und Ernstfall oft ein großer zeitlicher Abstand liegt, und die technische Entwicklung unentwegt fort-schreitet, ist die Gefahr einer Veraltung der Methoden sehr leicht gegeben. Häufig offenbart erst der Krieg die Unbrauchbarkeit oder gar Schädlichkeit einer Übung, die sich vielleicht früher einmal glänzend bewährt hatte und deshalb gegen alle Neuerungsversuche energisch verteidigt wurde. Überhaupt besitzt die militärische Ausbildung eine starke Neigung, sich zu verselbständigen und einmal geprägte Formen aus Traditionsgefühl zu konservieren. Hinzu kommt, daß eine Wehrmacht auch im Frieden wichtige Aufgaben repräsentativer, erzieherischer und staats-erhaltender Art zu leisten hat, für welche die Kriegstüchtigkeit nicht absolut entscheidend ist. Werden diese Gesichtspunkte aber beherrschend, dann bildet sich jene typisch bürgerliche Form des Militarismus heraus, für die der Ernstfall nur mehr eine heroische Kulisse darstellt. Äußerer Drill, sture Subordination, Uniform, Parade und Kasernenhofromantik treten an die Stelle des Kampfes. Die große Masse der Auszubildenden, die gewöhnliche Beschränktheit der ausführenden Organe, sklavisches Festhalten am Buchstaben der Dienstvorschrift sind der Ausbildung von persönlicher Initiative und Verantwortlichkeit wenig günstig.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß alle diese Beobachtungen auch für die Exerzitien sehr aktuell sein können. Ein glänzender Verlauf der geistlichen Übungen mit großer Begeisterung, flammenden Affekten und heroischen Entschlüssen gibt — besonders bei jungen, unerfahrenen Menschen — noch wenig Sicherheit, daß auch der Ernst-

fall des Lebens gemeistert wird². Ebenso besteht die Gefahr, gewisse Methoden absolut zu setzen, ohne ihre Zweckmäßigkeit in veränderten Umständen zu überprüfen. Der oben gekennzeichnete Militarismus hat sein Gegenstück in einem theologisch verarmten Aszeticismus, der sich in selbstgewählten Tugendproben gefällt, aber in den echten, von Gott gesetzten Prüfungen nicht besteht³. Und wer wollte behaupten, daß die eschatologische Ausrichtung der Exerzitien immer klar genug gesehen wurde?

4. Das letzte Beispiel, das wir besprechen wollen, die *Erziehung*, führt uns schon in unmittelbare Nähe der geistlichen Übungen. Die hauptsächlichsten Erziehungsziele: Berufsvorbereitung und Bildung der geistig-sittlichen Persönlichkeit — haben ihre ziemlich genaue Entsprechung in den Exerzitien, wenn auch ihre christliche Verwirklichung sehr verschieden ist von einer rein humanistischen. Gemeinsam ist ebenfalls die vorwiegend geistig-organische Natur des Erziehungsprozesses im Gegensatz zu einer rein technisch-handwerklichen Schulung oder gar einer mechanischen Dressur. Selbst wenn das Bildungsziel im allgemeinen feststeht, bedarf es doch immer der möglichst individuellen Anpassung. Wie bei den Exerzitien ist Einzelerziehung das Ideal, freilich in Hinblick und mit Hilfe der Gemeinschaft⁴. Die größte Schwierigkeit besteht jedoch darin, daß der Ernstfall des Lebens, in dem sich die Erziehung bewähren soll, viel zu weit in einer ungewissen Zukunft liegt, und daß der junge Mensch noch gar nicht ganz

² Deshalb warnt die Annot. 14 vor übereilten, gefühlsbetonten Vorsätzen in den Exerzitien.

³ Vgl. J. Lindworsky, *Psychologie der Aszese*, Freiburg 1936, S. 68 f.

⁴ Der Wert einer gemeinschaftlichen Erziehung soll gewiß nicht übersehen werden. Besonders die sozialen Anlagen und Tugenden können dadurch wesentlich gefördert werden. Aber der Preis, der dafür bezahlt wird, scheint uns oft recht hoch zu sein: Die Vernachlässigung sowohl der Zurückgebliebenen wie der überdurchschnittlich Begabten. Jeder Exerzitienmeister spürt das gleiche Problem bei den heute üblichen Massensexerzitien, vor allem in klösterlichen Genossenschaften, wo die geistlichen Niveauunterschiede erfahrungsmäßig sehr groß sind.

derjenige ist, der er später einmal sein soll. Wie jemand in einigen Jahren oder Jahrzehnten sich befinden und verhalten wird, läßt sich heute weniger denn je voraussagen. Das bildungsfähige Alter verdeckt oft durch seine natürliche Anmut und Anpassungsfähigkeit manche Charakterschwächen, die später verhängnisvoll werden können. Wunderkinder und Musterschüler gleichen vielfach vorzeitig gereiften Früchten, die der erste Sturm zu Boden schlägt, während unscheinbare und mittelmäßig begabte Jugendliche einen unerwarteten Aufstieg erleben können. Jedes Wachstum braucht seine Zeit, und das Überspringen von Entwicklungsstufen führt fast immer zu schweren Schädigungen. Alles Übersteigerte, Verkrampte und Gewalttame ist deshalb meist von kurzer Dauer, oder — und das ist eine weit schlimmere Folge — die Persönlichkeit bleibt zeitlebens deformiert und neurotisch. Wie es schädlich ist, einen jungen Menschen zu früh in den Ernst des Lebens und sei es auch nur durch theoretische Auseinandersetzung — hineinzustellen, ebenso nachteilig wirkt sich das andere Extrem aus: die künstliche Bewahrung und Abschirmung vor den formenden Kräften der Wirklichkeit. Auch hier wird die mühsam aufgerichtete Scheinwelt eines Tages zerbrechen und den „Zögling“ schutzlos dem Leben preisgeben, oder aber der so Erzogene findet nie mehr in die Realität zurück. Für das grundsätzliche Verhältnis von Übung und Ernstfall ergibt sich daraus wiederum, daß eine Übung wenigstens keimhaft und virtuell jeden möglichen Ernstfall beinhalten muß, ohne sich selbst aber an seine Stelle zu setzen. „Non scholae, sed vitae . . .“, „Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir“, heißt es in dem altbekannten Spruch, doch schon die Existenz dieser klassischen Magister-Apologie beweist, daß der gegenteilige Vorwurf niemals ganz aufgehört hat.

II.

Nach dieser ausführlichen Darstellung analoger Verhältnisse möchten wir nun zur Sache selbst kommen. Unsere erste Aufgabe wird sein, den Ernstfall der Exerzitien in-

haltlich zu bestimmen, die zweite, zu zeigen, wieweit er in den Übungen aktualisiert werden kann.

1. Das EB bezeichnet in der schon zitierten Annot. 1 als Zweck der geistlichen Übungen das „Suchen und Finden des göttlichen Willens“, und zwar in der konkreten Form einer „Lebensordnung zum Heile der Seele“. Diesem positiven Ziele geht voraus die Beseitigung aller störenden und hemmenden Anhänglichkeiten, die in Sünde und ungeordneter Weltliebe ihre Wurzeln haben (vgl. nr. 63). Das EB lehnt sich, wie aus der Annot. 10 beiläufig hervorgeht, dem traditionellen asketischen Schema von Reinigungsweg (1. Woche), Erleuchtungsweg (2. Woche), Einigungsweg (3. und 4. Woche) an. Die Entsprechung ist aber nur sehr allgemeiner Art, und eine einseitige Interpretation des EB von den drei Wegen des geistlichen Lebens aus könnte zu schwerwiegenden Fehldeutungen führen. Hinter dieser spekulativen Einteilung, die auf Ps.-Dionysius zurückgeht⁵, verbirgt sich leicht ein Vollkommenheitsideal neuplatonischer Herkunft, das mehr die abstrakten Möglichkeiten der menschlichen Natur als die wirklichen Daten der christlichen Offenbarung im Auge hat. Wir kommen deshalb dem Verständnis der Exerzitien näher, wenn wir ihre entscheidenden Vorgänge aus dem NT selbst ablesen.

Die synoptische Überlieferung markiert folgende Stadien des Heilsweges: Buße und Umkehr im Glauben an die Frohbotschaft vom Gottesreich (Mk 1, 15; Mt 4, 17), Berufung der Jünger (Mk 1, 17; Mt 4, 19), ihre Auserwählung und Sendung (Mk 3, 13 ff; Mt 10, 1 ff), Notwendigkeit der Kreuzesnachfolge (Mk 8, 34 f; Mt 16, 24 f; Lk 9, 23 f), Verheißung der Teilnahme an Christi Herrlichkeit (Lk 22, 29 f; Mt 20, 28). Hier haben wir es mit eindeutigen *geschichtlichen*

Ereignissen zu tun, in denen *Gott* der primär Handelnde ist, und deren Ausrichtung auf *Christus*, die *Kirche* und das eschatologische *Gottesreich* jederzeit festgehalten werden muß. Erst in dieser Perspektive werden die Exerzitien in das rechte Licht gerückt. Gott ist in ihnen der hauptsächlich Handelnde, nicht nur im allgemeinen Sinne der Reflexion, daß jedes Geschehen letztlich auf Gott und seine Gnade gewiesen ist, sondern in der bestimmten Erwartung, daß Gott an den Höhepunkten unmittelbar selbst eingreift.

Darum wird auch der Exerzitienmeister gemahnt, sich nicht zwischen Gott und den Übenden zu stellen, weil es viel besser sei, „daß der Schöpfer und Herr sich der ihm ergebenen Seele selbst mitteile“ und „unmittelbar mit ihr handle“ (Annot. 15). Ignatius will damit keineswegs einen versteigerten Mystizismus fördern, noch sieht er das Eingreifen Gottes vorwiegend in Erscheinungen, Einsprechungen und Privatoffenbarungen verwirklicht. Das Eigenartige der Exerzitien liegt doch gerade in der betont nüchternen Sachlichkeit. Der Übende soll seine vom Glauben erleuchtete Vernunft gebrauchen, das von Gott gesetzte Ziel seines Lebens anerkennen und sein Handeln danach ausrichten. Es ist nicht unbedingt nötig und gehört wohl zu den Ausnahmen, wenn Gott seinen Willen in der sogenannten „ersten Zeit“ der Wahl kundgibt, indem er das „Folge mir nach“ unmißverständlich ausspricht wie bei der Berufung von St. Paulus und Matthäus (nr. 175). Gottes heiliger Wille ist genau so gut faßbar, wenn der Übende in ruhigem Nachdenken übernatürliche Zweckmäßigkeitserwägungen anstellt (die sog. „dritte Zeit der Wahl“ nr. 178—188). Wir werden uns also hüten müssen, den Ernstfall der geistlichen Übungen einzig in außerordentlichen psychischen Phänomenen anzuerkennen; als sei die Bekehrung der ersten Woche nur echt, wenn sie von schweren seelischen und körperlichen Erschütterungen begleitet wird; als müsse man unter allen Umständen von der zweiten Woche eine innere Erleuchtung in Zweifelsfragen des Berufs oder des geistlichen Fortschritts erwarten; als erschöpfe sich das Ziel

⁵ Vgl. dazu Ludwig von Hertling, Lehrbuch der asketischen Theologie, Innsbruck 1930, S. 146—150. Bekannt ist die Dreiteilung geworden besonders durch *Bonaventura*, *De triplici via*, der übrigens auch schon von einem „triple modus exercendi se circa hanc triplicem viam“ handelt, nämlich von der Meditation, dem Gebet und der Kontemplation.

der dritten und vierten Woche in der möglichst affektiven Betrachtung der Leidens- und Auferstehungsgeschichte. Das hieße einerseits zuviel, andererseits zu wenig von den Exerzitien verlangen. Zuviel, weil eine Übung ihren Ernstfall nicht erlebnismäßig mit allen Begleiterscheinungen zu beinhalten braucht; zu wenig, weil der Ernstfall der Exerzitien mehr sein muß als ein psychologisches Faktum, auch wenn es unzweifelhaft übernatürlichen Ursprungs wäre.

Christlich gesehen kann es überhaupt keinen anderen Ernstfall geben als die Heilsveranstaltung in Christus Jesus. Was sich am Gottessohn ereignet hat, ist zum Maß aller menschlichen Möglichkeiten geworden. Dieses Heilsgeschehen ist aber wesentlich eschatologischer Natur, d. h. seine einzelnen Stadien, wie Heiligung, Berufung und Auserwählung zu Gottes Dienst und Verherrlichung, kommen erst im vollendeten Gottesreich zum endgültigen Abschluß. „Jetzt ist noch nicht offenbar, was wir sein werden“ (1 Jo 3, 2), diese „Verborgenheit unseres Lebens mit Christus in Gott“ (Kol 3, 3) gilt auch für die sichtbaren oder innerlich erfahrbaren Vorgänge im Raume der Kirche. Deshalb steht alles, was der Mensch im Hinblick auf das letzte Ziel der Gottesherrschaft tut, bis zum letzten Atemzug im Zeichen der Übung: es kann (und muß) wiederholt, verbessert, geändert und überprüft werden.

Wo bleibt dann aber das unterscheidende Merkmal der geistlichen Übungen, wenn wir ihren Ernstfall so allgemein bestimmen und auf die Grundtatsachen der Offenbarung zurückführen? Erstreben denn die Exerzitien kein anderes Ziel als die vielen Frömmigkeitsübungen innerhalb der Kirche auch? Schon die Frage verrät eine gefährliche Neigung des heutigen religiösen Lebens, methodische Unterschiede absolut zu setzen und das Verhältnis von Mittel und Zweck umzukehren. Zeichen dafür sind der oft geradezu sektiererische Fanatismus, mit dem Andachten und Übungen propagiert werden, das lieblose Verketzern und Herabsetzen anderer Richtungen, das zähe Festhalten einmal geprägter Formen und zeitbedingter Äußerlichkeiten. Demgegen-

über halten wir es für unbedingt notwendig, die grundsätzliche, unveräußerliche Einheit aller christlichen Bemühungen zu betonen. Angesichts der verwirrenden Fülle von Praktiken und Methoden sollten gerade die Exerzitien eine gereinigte Atmosphäre schaffen, in der die großen Sternbilder der Offenbarung: Buße, Berufung, Sendung, Sterben und Auferstehen — wieder Leuchtkraft und Wirkung erhalten. Dazu ist freilich notwendig, daß das hartnäckige rationalistische Mißverständnis der geistlichen Übungen als einer „Tugendschule“ oder eines „Willenstrainings“ endgültig beseitigt wird und einer vertieften theologischen Auffassung Platz macht. Noch vor 20 Jahren konnte man ernsthaft darüber diskutieren, ob z. B. das „Fundament“ übernatürliche Wahrheiten enthalte, ob sein Gottesbegriff schon trinitarisch zu fassen sei, ob man von heiligmachender Gnade, Corpus Christi mysticum und ähnlichen Glaubenswahrheiten in den Exerzitien sprechen solle. Nicht zu Unrecht hat man diese damals modernen Vorstellungen der sogenannten „ontischen Frömmigkeit“ als Fremdkörper empfunden, die den Aufbau und die straffe Zielsetzung der Exerzitien gefährden könnten. Tatsächlich erweist sich eine Auffüllung des EB durch die abstrakten Begriffe der theologischen Schulsprache als wenig glücklich, wenn nicht unmöglich. Das EB ist eben kein Lehrbuch, nicht einmal ein Katechismus für solche, die nach Vollkommenheit streben, sondern eine Art „Rituale“, das die elementarsten Vorgänge des christlichen Lebens darstellen und ordnen will. Es sagt nicht, *was* Buße oder Berufung ist, sondern *wie* das vorsichgeht, wenn der Mensch sich bekehrt und in Gottes Dienst gerufen wird. Wenn die praktischen Anweisungen des EB oft nicht in ihrer theologischen Bedeutung gesehen wurden, lag dies wohl an der zu scharfen Abgrenzung von Dogma und Aszese, wobei man der Aszese mehr den technischen und psychologischen Vollzug zuordnete. Die heilsgeschichtliche Betrachtung der Offenbarungswahrheiten hat uns heute aber wieder gelehrt, den konkreten Vorgängen des religiösen Lebens mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Wie es z. B. in der Christologie

wichtiger ist, um die Stellung des erhöhten Christus zu seiner Kirche zu wissen, als über das metaphysische Wesen der Unio hypostatica zu spekulieren, so haben die Regeln zur Unterscheidung der Geister oder die Wahlbetrachtungen auch vom theologischen Standpunkt aus mehr Bedeutung als alle scharfsinnige Literatur um den Gnadenstreit. Der Grund dafür liegt darin, daß auch die wissenschaftliche Theologie im Verhältnis zur christlichen Wirklichkeit nur Übungscharakter besitzt, also den konkreten geschichtlichen Ernstfall nicht aus dem Auge verlieren darf. Die Exerzitien brauchen sich also keineswegs der theologischen Schulsprache anzupassen, um zeitgemäß zu werden und den häufigen Vorwurf des „Aszетismus“ zu entkräften, sie enthalten vielmehr selbst die Anliegen, zu denen eine theologische Neubesinnung heute unaufhaltsam unterwegs ist. Allerdings müssen ihre Perspektiven wieder unverkürzt gesehen werden, und der Exerzitienmeister wird gut daran tun, ausdrücklicher und bewußter, als es früher notwendig war, den heilsgeschichtlichen Charakter der Übungsziele herauszustellen.

2. Die Exerzitien sind nicht der einzige und erste Weg, den christlichen Ernstfall, die Offenbarung der Gottesherrschaft, einzuläuben. An erster Stelle stehen die Sakramente: In Taufe und Bußsakrament vollzieht sich die Bekehrung zu Christus, in der Eucharistiefeyer werden wir zur Lebens- und Leidensgemeinschaft mit Ihm berufen, die Firmung verleiht den Geist der apostolischen Sendung, Priesterweihe und Ehe bestimmen Amt und Auftrag des Christen in der Kirche, die Letzte Ölung salbt den Sterbenden für die künftige Herrlichkeit im Gottesreich. Auch die Sakramente sind nicht Selbstzweck, sie leben als Zeichen von der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Heilswirklichkeit Christi. Als „*signa efficacia gratiae*“ besitzen sie aber ein besonders ausgezeichnetes Verhältnis zum eschatologischen Ernstfall des christlichen Lebens und nehmen in gewissem Sinne schon teil an seiner Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit. Andererseits sind auch die Sakramente, die eine endgültige Prägung

verleihen, immer noch der Vertiefung und Erneuerung von seiten des Empfängers fähig, sie gleichen eher einem nicht mehr rückgängig zu machenden Ausgangspunkt als dem erreichten Ziel. Wie schon die Gültigkeit der Sakramente von der Disposition und der menschlichen Mitwirkung abhängt, so erst recht ihre Fruchtbarkeit von dem tätigen Gebrauch der dabei verliehenen Gnaden. Die Geschichte der Frömmigkeit zeigt, daß die Sakramente neben ihrem äußeren Gestaltwandel auch eine unterschiedliche Stellung in der religiösen Praxis durchgemacht haben. Es hat Zeiten gegeben, in denen z. B. das Sakrament der Buße selten oder überhaupt nicht empfangen, aber dafür die Buße in härtester Form geübt wurde. Dagegen ist in neuerer Zeit die Beichte zu einer regelmäßigen Einrichtung geworden, während der Bußgeist vielfach geschwunden ist. Ähnliches gilt vom Kommunionempfang und seiner Auswirkung im Alltag. Die Überwindung des selbstgenügsamen Sakramentalismus gehört deshalb zu den wichtigsten Anliegen heutiger Seelsorge. Nicht der mechanische, gehäufte Vollzug des Zeichens garantiert das Heil, sondern die persönliche Aneignung der Gnade in Glaube, Hoffnung und Liebe (vgl. 1 Kor 10, 1—11). Außerdem erschöpft sich das religiöse Leben nicht in der Siebenzahl der Sakramente. Wesentliche Weisen der Gottes- und Christusbegegnung, wie das Gebet, die Werke der Barmherzigkeit (vgl. Mt 25, 40), die besondere Nachfolge Christi in den evangelischen Räten, haben keinen unmittelbar sakramentalen Charakter.

Im Aufbau der Exerzitien scheinen die Sakramente unmittelbar keine entscheidende Rolle zu spielen. Von Taufe und Firmung ist überhaupt nicht die Rede, von Beicht und Kommunion nur an zwei Stellen (nr. 18 u. 44). Wohl zielen die Übungen als solche auf einen würdigen und häufigen Sakramentenempfang hin. Insbesondere wird eine Generalbeichte für das Ende der ersten Woche empfohlen. Aber es ist doch bemerkenswert, unter welchem Gesichtspunkt Ignatius das Sakrament hier sieht. Der Akzent liegt nicht auf dem sakramentalen Geschehen, sondern auf der bewußt persönlichen, geistigen und

willentlichen Aneignung der Heilstatsachen. Daher die starke Betonung der subjektiven Disposition. Sakrament und Geistliche Übungen unterstützen einander und dienen dem gleichen Ziel: der Überwindung der Sünde und der ungeordneten Neigungen und der besseren Erfüllung des göttlichen Willens.

Wie die Entstehungsgeschichte der Exerzitien zeigt, ist ihr psychologischer Ausgangspunkt nicht in sakramentalen Erlebnissen, sondern in Vorgängen pneumatischer Natur zu suchen. Schon während seines Krankenlagers in Loyola begann Ignatius seine inneren Bewegungen aufzuschreiben. Der Niederschlag dieser Aufzeichnungen sind die bekannten „Regeln zur Unterscheidung der Geister“. Seine Seelenkämpfe der Buß- und Bekehrungszeit spiegeln sich in der ersten Woche. In Manresa erlebte er selbst seine zweite Woche der Berufung und Wahl, während die Annahme und Klärung seiner Wahl erst 19 Jahre später in der Kapelle von La Storta erfolgte⁶. Die dritte und vierte Woche zeugen von seiner ständig wachsenden Leidens- und Liebesgemeinschaft mit Christus. Das Fundament schließlich und die Betrachtung zur Erlangung der Liebe scheinen auf die große Vision am Cardonerflusse zurückzugehen, auch wenn die Formulierung erst später in Paris unter dem Einfluß des theologischen Studiums erfolgt ist. Es handelt sich also in den Exerzitien um den Reflex von zeitlich weit auseinanderliegenden Erfahrungen, die unverkennbar in das Gebiet mystischer Theologie hineinreichen.

Bei dieser Sachlage muß sich die Frage erheben, ob Ignatius wirklich gemeint habe, im Ablauf des Vier-Wochen-Schemas alle jene übernatürlichen Vorgänge hervorrufen zu können, für die er selbst eine jahrelange Führung des Heiligen Geistes gebraucht hat. Meistens ist es wohl so, daß die „Exerzitien, die Gott selbst gibt“, also die inneren, spontan auftretenden Erlebnisse der Bekehrung, der Berufung, der Leidensnachfolge usw.,

sich mehr oder weniger unabhängig von den Exerzitien als asketischer Übung vollziehen. Diese Vorgänge brauchen, um echt zu sein, längere Zeit; sie knüpfen meist an Erschütterungen des wirklichen Lebens an und werden bei jedem Menschen sehr verschieden sein. Es kann deshalb nicht die Absicht der Exerzitien sein, wie wir schon einmal betont haben, solche außerordentlichen Phänomene innerhalb von 30 Tagen oder in noch kürzerer Zeit gewaltsam zu forcieren. Das würde in den meisten Fällen nur zu künstlich erregten Affekten führen, die erfahrungsgemäß schwere gesundheitliche Schäden zur Folge haben. Manche Anweisungen des EB könnten in dieser Hinsicht mißverstanden werden, falls man sie nicht von den ignatianischen Grundprinzipien der Diskretion und der Anpassung aus interpretiert. Schon die Reflexion über den Ernstfall hat uns gelehrt, daß die außergewöhnlichen psychologischen Erscheinungen nur Begleitumstände sind, die nicht unbedingt zum Wesen einer Übung gehören, ja der gründlichen, ruhigen Vorbereitung oft im Wege stehen. Der Kern des Geschehens ist von der Offenbarung her gegeben, d. h. Gott hat in Christus die Möglichkeit zur Buße, Berufung und Wahl, zum Mitleiden, Sterben und Auferstehen objektiv gesetzt. Der Ernstfall ist deshalb jederzeit realisierbar, jedoch — wie es einer Übung zukommt — in den verschiedensten Graden der Vollkommenheit. (Der Anfänger, der gerade erst die Tonleiter spielen gelernt hat, kann noch kein Klavierkonzert geben. Aber seine bescheidene Fingerübung ist auf den künstlerischen Ernstfall hin gesehen wertvoller und zweckmäßiger als sein Versuch, Beethoven mit zwei Händen zu spielen.) Um einen sicheren Maßstab dafür zu gewinnen, was in den Exerzitien vom Üben erwartet werden kann, ohne ihn zu überfordern, müssen wir wieder auf die wesentlichen theologischen Akte der Heilsaneignung zurückgehen: Suchen und Finden des göttlichen Willens durch die lebendige Begegnung mit Christus im Heiligen Geiste.

Dieses Programm soll keineswegs zu einem asketischen Minimismus führen, wohl aber zu einem gesunden christlichen

⁶ Vgl. Hugo Rahner, die Vision des hl. Ignatius in der Kapelle von La Storta, in: Ztschr. für Ascese und Mystik 10 (1935) 17 ff.

Realismus. Auch der hl. Ignatius hatte am Beginn seines geistlichen Lebens ein romantisch-verstiegenes Wunschbild von Heiligkeit in sich aufgenommen. Das Wesen der Buße sah er in blutigen Kasteiungen, der Dienst Christi erschien ihm als eine Kette von wunderbaren Heldentaten. Nach manchen schmerzlichen Irrungen ist ihm jene reife und ausgewogene Weisheit zuteil geworden, die menschliches Wünschen und Tun immer und überall unter Gottes Willen und Maß beugt, „weil Gott, unser Herr, unendlich besser unsere Natur kennt“ (nr.

89). Kein ideal veranlagter Mensch — und nur solche kommen gewöhnlich zu den Exerzitien — ist frei von Illusionen und selbstsüchtigen Zielen religiöser Art. Auch der Überschwang gehört zur Gesundheit. Aber die Exerzitien wollen nicht eine fromme Scheinwelt aufbauen, noch wollen sie Treibhauspflanzen züchten, die dem ersten Frost erliegen. Sie dienen der Erkenntnis des „wirklichen Lebens“, das Christus, der Herr, zeigt (nr. 139), sie wollen Übungen sein, die sich um den Ernstfall mühen „im Geist und in der Wahrheit“.

B U C H B E S P R E C H U N G E N

Bruder Lorenz, Im Angesicht Gottes. Aufzeichnungen und Briefe über das Leben in der Gegenwart Gottes. Aus dem Französischen übertragen und eingeleitet von Felix Braun. Olten, Verlag Otto Walter AG., 1951. 100 S.

Der religiöse Mensch von heute hat ein besonderes Gespür und eine Vorliebe für möglichste Einfachheit und Unkompliziertheit des geistlichen Lebens. Wenigstens im innersten und eigentlichen Bereich seiner Seele möchte er der Vielfalt und Unruhe des modernen Lebens entfliehen. Daher die Zuneigung gerade zu solchen Heiligen und Schriften, die jene Einfachheit und Einfalt lehren, wie sie das Evangelium in so einzigartiger Weise ausstrahlt. Aus dieser Sicht heraus ist es sehr zu begrüßen, daß Felix Braun auf den Gedanken kam, die Aufzeichnungen, Gespräche und Briefe des Karmelitenbruders Lorenz von der Auferstehung (1614—1691), die Abbé Beaufort, Großvikar des Kardinals de Noailles, als Augen- und Ohrenzeuge zum ersten Mal veröffentlicht hatte, ins Deutsche zu übertragen und neu herauszugeben. Bruder Lorenz kreist in der Tat nur um den einen Gedanken: daß Gott ihm immer und überall gegenwärtig sei, und es darum sein einziges Ziel sei, an Ihn zu denken und Ihn in allem zu lieben, einzig und allein um Seinetwillen; alles andere verliert demgegenüber immer mehr an Bedeutung: Er-

folg oder Mißerfolg, Lob oder Tadel, Gesundheit oder Krankheit, Himmel oder Hölle. Und er sagt uns auch, wie er selbst den Wandel in Gottes Gegenwart geübt habe, nicht in systematischen Darlegungen, sondern wie es der Geist ihm eingibt, schlicht und ursprünglich, im Grunde immer das gleiche wiederholend. Man lernt darum von ihm keine Methode, wie man es machen könne. Um so mehr aber fühlt man sich angetrieben, es ihm nachzutun. Und welchen größeren Erfolg könnte das schlichte Büchlein haben? *Friedrich Wulf, S. J.*

Philipon Michael O. P. Die geistliche Lehre Schwester Elisabeths von der Heiligsten Dreifaltigkeit. Wien, Verlag Herder, 2. Aufl. 1951, XXIII und 316 S., DM 14.—.

Die schon nach wenigen Jahren notwendig gewordene zweite Auflage dieses Buches beweist das große Interesse, das es gefunden hat. Mit Recht! Nach nichts verlangt der heutige religiöse Mensch so sehr wie nach innerer Sammlung, nach dem ständigen Gespräch mit dem unter und in uns weilenden und wieder über allen Unsicherheiten und Zusammenbrüchen erhabenen Gott. P. Philipon, der uns schon über die hl. Theresia vom Kinde Jesu ein vorzügliches Buch schenkte, erschließt uns hier von theologi-